

# Buchbesprechungen.

**Stephan Polanyi, Ethnographie von Westungarn, I. Teil.** Sz. der Sz. „Vasi Szemle“ (1936), hgg. v. A Magyar Szövetség. (64 S.; ung.). Die Arbeit, deren Manuskript schon 1927 Fachleuten vorgelegt wurde, enthält sovielle Behauptungen und offenkundige Irrtümer, daß in einer Besprechung es schwer ist, die Ergebnisse auf richtige Maß zurückzuführen. Es ist nicht leicht, gegen eine Arbeit, die von großem Fleiß zeugt, gleich anfangs polemisieren zu müssen. Der Verfasser dürfte wohl selbst das Empfinden haben, daß er zu keinen gesicherten Ergebnissen gelangt ist. In der Zwischenzeit vom Manuskript bis zur Drucklegung seiner Arbeit erschien diesseits und jenseits der Grenze manche ausgezeichnete Facharbeit, die P. leider unbeachtet ließ und sein wissenschaftliches Rüstzeug gründlich hätte revidieren können. Die Arbeit zerfällt in folgende Hauptabschnitte: die Awarenzeit (568—796, Seite 4—7), Ethnologische Verhältnisse zur Zeit Karls des Großen und der Karolinger (796—900, Seite 7—9), die Awaren nach ihrer Niederwerfung (S. 9—20), die madjarische Herrschaft (S. 20—25), die Bevölkerung des westungarischen Grenzsystems (S. 25—33), die Székler (S. 33—43), die Peitschenegen (S. 43—47), die Vernichtung des Grenzwächtervolkes und der Madjaren (S. 47—51), Weltungarn erhält überwiegend deutsche Bevölkerung (1300—1720, Seite 51—54), die Assimilation der verstreuten Inseln und Reste des Ungartums (S. 54—64). In den Kapiteln über die Awaren behandelt P. die Ausbreitung ihres Machtbereiches über Ungarn und im Westen bis an die Enns und läßt sozusagen einen awarischen Nationalstaat entstehen. Diese Ausdehnung konnten sie, wie E. Beninger in seinem vielbeachteten Buche über die „Germanenzeit in Niederösterreich“ ausführt, freilich nur zeitweilig und erst später für sich in Anspruch nehmen. Außer den Awaren läßt P. nach dem Abzug der Langobarden (568) keinen anderen Volksstamm hier leben und nur Slawen sollen in geringem Maße die Untertanen gebildet haben. Beninger und andere maßgebende Forscher machen das Vorhandensein germanischer Volksreste geltend, selbst von den Langobarden soll nur die bewegliche, kriegslustige Masse nach Italien abgezogen sein. Diese Annahme erhärten verschiedene Bodenfunde und die Tatsache, daß in diesem Gebiete z. B. die Gepiden noch im Jahre 870 genannt werden. Den Ausführungen P. stehen gegenüber die ihm scheinbar unbekanntem Ergebnisse des ung. Forschers A. Alföldi, der eine Beteiligung beträchtlicher Pontusvölker am awarischen Machtgefüge aus den Fundverhältnissen erschlossen hat. Es ist daher merkwürdig und kleinlich, daß P. in seinem Abschnitt über die ethnologischen Verhältnisse zur Zeit der Karolinger die Vermutung aufstellt, die vielen deutschen und slavischen Ortsnamen der Urkunden seien die deutsche Wiedergabe uralter awarischer Bezeichnungen. Denn wir sehen aus den Ur-

kunden der deutschen Kolonisation, daß die Awaren für die Besiedlungsverhältnisse unseres Gebietes in der Karolingerzeit tatsächlich keine Rolle spielten. Wir haben dabei zu berücksichtigen, daß die Geschichte im 9. Jahrh. von ihnen kaum spricht und sie in der Ubertieferung überhaupt verschwinden. Wenn diese ein „Avaria“, „terra Avarorum“ oder „in provincia Avarorum“ vermerkt, so sind dies geographische Bezeichnungen; es ist bezeichnend, daß wir darin von deutschen Ortsnamen hören. Aus diesem Grunde kann man P. nicht beipflichten, wenn er die Volksreste der Awaren später in den Madjaren, welche sie als ihre Befreier begrüßt hätten, aufgehen läßt. Wir müssen, wie in Niederösterreich, die Möglichkeit erwägen, ob die Awaren, deren Führer das Christentum annehmen, auch im schollengebundenen und gleichfalls aus dem Osten eingewanderten Slawentum aufgingen. Daß Awaren sich den Invasionen der Madjaren angeschlossen hätten, läßt sich nicht beweisen, anderseits geht die Niederlassung der heidnischen Madjaren viel zu spät von sich, als daß diese für die Annahme des Verf. eine sichere Grundlage bieten könnte. Die zahlreichen deutschen Ortsnamen der Karolingerzeit, die dem Landschaftsbild ein immer stärkeres deutsches Gepräge gaben, lassen sich nicht neglektieren. Es steht auch außer Zweifel, daß sich nicht unbedeutende Reste des karolingischen Deutstums über die Madjarenstürme hinübergerettet haben (vgl. W. Steinhäuser, E. Móór, K. Schünemann u. a.). Es muß daher befremden, daß P. die Verwüftung des Landes durch die Ungarn stark untertreibt und Greuelgeschichten auführt, die längst als Ubertreibung oder Entstellung erkannt sind. P. läßt die Ungarn um 900 ansiedeln, obwohl der derzeitige Stand der Forschung die Sechshundertung aus erklärlichen Gründen erst nach der Lechfeldschlacht ansetzt. Ebenso scheint die Masse der madj. Landbücher (300—400.000) stark überschätzt zu sein. Es ist sicher damit zu rechnen, daß die Annahmen um die Ausdehnung des awarischen Siedlungsgebietes kaum gesichert erscheinen. Nach P. reicht der madj. Volksboden von vornherein bis an die spätere Staatsgrenze, ja er betrachtet das Gebiet westlich der Leitha noch als Aufmarschgebiet, obwohl die babenbergische Dismark bald nach 976 bis an die Leitha ausgedehnt wird. Schünemann, der bedeutendste Fachmann der Kolonisationsstudien, läßt die Niederlassung im Westen anfangs nicht über den Bakonyerwald hinausreichen, allerdings betrachteten nach ihm die Ungarn das westlich davon gelegene Gebiet als ihr Eigentum. Die vorgelagerte Grenzzone, die nicht im Besitz der Feinde sein durfte und möglichst verwildert daliegen mußte, wurde mit Grenzperbau (gyepü) ausgestattet. Die Frage der Organisation des Gyepüsystems und der Volkszugehörigkeit der Grenzwächter ist stark umstritten. P. und andere ung. Forscher lassen das Grenzsystem

verhältnismäßig früh entstehen, während es nach deutschen Forschungsergebnissen erst nach den Zügen der deutschen Kaiser und Könige gegen Ungarn, im letzten Viertel des 11. Jahrh., festgelegt wurde. Am Ende des 12. Jahrh. wurde der Grenzverlauf wieder aufgegeben. Damit streifen wir die Frage nach der Volkszugehörigkeit der Bewohner der Grenzzone. Die deutschen und slavische Überreste der Karolingerzeit, die die ungarische Landnahme überlebten, läßt P. im Ungartum völlig aufgehen. Wie er nun weiter ausführt, zeigten sich in diesem Grenzgebiet von 950—1300 kaum Spuren einer deutschen Ansiedlung. Der geschlossene madj. Volksboden wurde, wie P. auf Grund einiger madjarischer Vorarbeiten glaubt, immer mehr vorgefragen, bis die madj. Volks- und Staatsgrenze im 11. und 12. Jahrh. zusammenfielen. Die Volksgrenze sei sogar westlich der Leitha vorgetragen worden. Die Annahmen des Verfassers entbehren jeder Grundlage. Für das Fortleben der karolingischen Volksreste sprechen vor allem Orts- und Flußnamen, die nach der Landnahme bald wieder aufleben, sich also durch jenen Zeitraum erhalten haben (vgl. Steinhauser und Móór). Ferner ist zu bedenken, daß die Madjaren die den Ackerbau treibenden deutschen und slavischen Volksreste wohl gespart haben dürften, um deren Arbeit für sich ausbeuten zu können. Schließlich halten wir entgegen, daß uns Siedlungs- und ortsnamengeschichtliche Anhaltspunkte für deutsche Siedlungsnachweise zur Verfügung stehen. Wir verweisen auf die deutsche Einwanderung um 1025—1030 und auf die deutschen Ortsnamen, die in der Urkunde vom Jahre 1074 aufgezählt sind. Von derselben Bedeutung erscheint die Feststellung, daß der ungarische König den vornehmen deutschen Gauen des 11.—13. Jahrh. Besitzungen in der Nähe der deutschen Grenze, wo viel Grenzöderland zur Verleihung zur Verfügung stand, zugewiesen hat. Die einzelnen Grundherren, die mit Besitz ausgestattet wurden, dürften kaum ohne Gefolge gekommen sein. Es ginge weit über den Rahmen der Entgegnung, wollte ich für diese Tatsachen breitausgeführte Nachweise vorbringen. Mit Nachdruck sei aber das Fehlen jedweder stichhaltiger Beweisgründe dafür hervorgehoben, daß das in Frage kommende Grenzgebiet im Zeitraum von etwa 1000—1300 u. a. keine deutsche Bevölkerung hatte. Die Ausführungen P. über die Entwicklung des Grenzsystems können für Laienkreise eine interessante Hypothese darstellen, es ist aber der Beweis ausgeblieben. Als ebenso unzulänglich erweisen sich die Vermutungen, die P. über die Grenzwachter anstellt. Zusammenfassend sei hervor-gehoben, nach P. wären die Grenzwachter nur Ungarn, Petschenegen und Székler gewesen. So versucht der Verf. im Gebiet zwischen Bernstein und Székler (!) und im Norden 25 Petschenegendörfer (!) aufzustellen. Um es aber gleich voranzustellen: Polanyi arbeitet ohne Rücksichtnahme auf die Feststellungen der Siedlungs- und Sprachgeschichte. Er betrachtet den Orts-

namen in seinem Netz, wie er ihn gerade benötigt, sollten seine These zuletzt nur strategische Gründe oder die Umstandswörterchen „beinahe“, „fast“, „fürwahr“, „es könnte sein“ usw. ermöglichen. Was dazu von den Székler und Petschenegen gesagt wird, mag vom Standpunkt des Verf. verständlich sein, ist aber gänzlich unhaltbar. Daraus müßte ja eine kontinuierliche Székler- und Petschenegenbevölkerung (!) abgeleitet werden, von der die Urkunden nichts wissen. Es soll die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß die Madjaren an ihrer Westgrenze vereinzelt Krieger von Ostböckern verwendeten, wie solche gelegentlich auch an ihren Kämpfen teilgenommen hatten. Daraus darf aber auf große Ansiedlungen solcher Völker nicht geschlossen werden, abgesehen davon, daß eine Petschenegenansiedlung sich erst in der Mitte des 11. Jahrh. nachweisen läßt. Schließlich ist zu erwähnen, daß z. B. die Chroniken auf die Székler und Petschenegen sehr schlecht zu sprechen sind, ohne daß mir dem große Bedeutung beigemessen wollten. Es liegt uns fern, zu behaupten, daß in der Grenzzone zwischen der madj. Staats- und Volksgrenze nur Deutsche und Slawen gefesselt seien. Wir werden mit einer Anzahl madjarischer Sicherungsposten zweifelsohne rechnen müssen, aber es kann nicht geleugnet werden, daß es u. a. auch deutsche Wächter und eine deutsche Grenzbevölkerung gegeben hat. Zwar haben wir über die nationale Haltung der Deutschen keine Anhaltspunkte, doch gab es damals kein ungarisches Volks-, sondern nur ein Staatsbewußtsein. Die Deutschen an der Westgrenze befanden sich sicher in einem bewußt eingegangenen Treueverhältnis gegen den Landesherren, den König, weshalb ein freundschaftliches Einvernehmen zwischen den Deutschen und Ungarn nicht von der Hand zu weisen ist. Was nun das Schicksal der nichtdeutschen Grenzer betrifft, läßt P. im 13. Jahrh. sie untergehen oder sich zurückziehen. Der Mongolensturm in der Mitte des 13. Jahrh. habe furchtbare Verheerungen angerichtet. Wir verweisen auf die Unmöglichkeit einer Zerstörung des Grenzgebietes durch Mongolen, weil diese nur im Jahre 1242 südlich der Donau über Raab und Wieselburg und nördlich des Neusiedlersees gegen Westen vorstießen (vgl. auch Söman-Szekfü, Ung. Geschichte II. S. 112). Auch die anderen geschichtlichen Ereignisse (Grenzfehden) im Zusammenhang mit Herzog Friedrich II. von Oesterreich, dann König Ottokar v. Böhmen, schließlich Albrecht v. Oesterreich u. a. bezeugen eine zu spärliche Verwüstung, als daß jene die Annahme Polanys erhärten könnten. So soll nach P. das Ungartum von der Mitte des 13. Jahrh. bis zum Anfang des 15. Jahrh. seine Stellungen zwar zähe verteidigt haben, bis es zugunsten des immer kräftigeren Deuschlums sich zurückgezogen hat oder im Deuschtum aufgegangen ist. Im besonderem Maße gilt dies nach dem Verf. von der Zeit, als wslung. Gebiete an die Habsburger „verpfändet“ (seit 1464) und erst 1647 dem ung. Staate wieder ange-schlossen wurden. Wenn auch große Teile des

Gebietes an Niederösterreich angeschlossen waren, scheint aber eine völlige Loslösung von Ungarn nicht durchgeführt worden zu sein. Daher sind diese Kriterien Polanis sehr unzulänglich, ohne daß wir die historische Tatsache des schon längst völlig deutsch aussehenden Siedlungsbildes besonders hervorheben wollten. Unverständlich ist es, daß P. nun erst seit 1250 die starke deutsche Besiedlung des Grenzgebietes wahrscheinlich machen will. Wäre durch die deutschen Grenzfehden eine bedeutende Verwüstung des Landes erfolgt, hätte der ungarische Staat nach den Erfahrungen eine deutsche Nachsiedlung in diesem Maße aus staatspolitischen und strategischen Gründen sicherlich verhindert. Aus dem Gesagten geht hervor, daß P. für ein bis in die Zeit um 1300 „rein madjarisches“ Siedlungsbild an der Westgrenze keine stichhaltigen Beweise aufbringen konnte. Im Anhang will der Verf. auf Grund von Familiennamenuntersuchungen in drei bgld. Matrikelbüchern aus dem 17. Jahrh. den Nachweis erbringen, daß Familiennamen madjarischer Herkunft in deutscher Umgebung für madjarische Volksreste sprechen. Mit diesem Exkurs hat P. seiner Sache kaum gedient. Zur Namengebung und der Herkunft der Namen wäre manches zu vermerken, verwiesen sei aber darauf, daß Familiennamen wie Simon, Pinter, Mahr, Cziczter, Hirczi, Vist, Janisch, Schen u.a.m. nicht als madjarische Beispiele bezeichnet werden können. Man kann sich in der ganzen Arbeit des Eindrucks nicht erwehren, daß der Verf. sich stark vom Gefühl leiten ließ. So hat es den Anschein, wenn er P. Lesers Auffaß in der „Güßfinger Zeitung“, der von der Angliederung Westungarns an sein deutsches Mutterland handelt, als Entgleisung anspricht oder diesen Anschluß als eine „geographische und wirtschaftliche Unmöglichkeit“ bezeichnet. Zusammenfassend muß von der Arbeit, die manche grobe Verstöße gegen historische Tatsachen enthält, leider gesagt werden, daß sie der ungarischen Wissenschaft kaum zur Ehre gereicht. Dr. Hans Karner.

**Stephan Polanyi, Die geographischen Namen als Zeugnisse für den ehemaligen ungarischen Charakter Westungarns.** (Zf. „Vasi Szemle“ III. Nr. 4/1936. S. 256—276; ung.). Die 13. Abhandlung im 4. Heft der Zf. bringt unter dem Titel „Siedlungen auf dem heutigen deutschen Sprachgebiet“ eine Nebeneinanderstellung der amtlichen deutschen und madjarischen Form der Ortsnamen diesseits und jenseits der Staatsgrenze. Dabei wird die älteste erreichbare urkundliche Datierung der Ortsnamen angeführt und in Fußnoten die Quelle abgekürzt angegeben. Nach dem Haupttitel der Arbeit wäre eine Berücksichtigung sämtlicher geographischer Namen, damit auch aller Ortsnamen zu erwarten; der Verf. aber hat durch seine Abschnitte wie „Das Tal der Veitza“ oder „Nödröl und westl. vom Neusiedlersee“ und z. B. „Die Gemeinden südlich von Dedenburg“ (!) keine einheitliche geographische Gruppierung vorgesehen. Daher ist es auffallend, daß eine große Anzahl von Ortsnamen (über 100) fehlt, weshalb seine

Zusammenstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit hat. Wie der Untertitel andeutet, hat der Verf. das Bestreben, für die Siedlungen des „heutigen“ (!) deutschen Sprachgebietes den ehemaligen ungarischen Siedlungscharakter nachzuweisen. Mit welcher Genauigkeit P. zu Werke geht, läßt die Tatsache erkennen, daß er in den meisten Fällen nur den ersten urkundlichen Bericht anführt und weitere Nennungen meidet. So fehlt er an z. B. hinter Halbturn „Feltthorom, Feltthoron 1487—1488“, unterläßt aber die deutsche Form „Solbenthurm 1493“ oder wir lesen für St. Margarethen „Mayad 1277“, vermiffen nun „Sant Margreten 1320“; dann heißt es hinter Müllendorf „Kuesd 1271“, finden aber „... Milchdorff 1287“ ungenannt oder Polanyi schreibt für Güns nur „Castrum Aufzugh 1248, Cives de Keßzgh 1328“ statt auch „Gung 1276“. Für Steinberg liest man nur „Kewholm 1390“, obwohl „Stampergh“ im 15. Jahrhundert einigemale auftaucht. Ferner bleibt für Takmannsdorf neben „Terscha 1455“ das zur gleichen Zeit genannte „Tarczesdorff“ unbeachtet, desgleichen führt Oberdorf im Jahre 1434 auch die deutsche Bezeichnung „Monprosopathak al. nom. Oberdorph 1434“ und viele andere Fälle. In diesen und anderen Fällen tauchen die beiden Namensformen neben- oder unmittelbar hintereinander auf. Solche Namensformen allein ermöglichen, wie wir annehmen wollen, ohne Rücksichtnahme auf die Umgebung der Siedlung keine stichhaltigen Rückschlüsse auf das völkische Gepräge der Siedlungen, ebensowenig jene Ortsnamen, die in den mittelalterlichen Quellen vorkommen und lange Zeit hindurch nur in madjarischer Form überliefert erscheinen. Es ist kennzeichnend, daß die Denkmäler des 13. bis 15. Jahrhundert eine beträchtliche Zahl der Ortsnamen meist nur madjarisch nennen. Dennoch stellt die wissenschaftliche Forschung hüten und z. T. drüber der Staatsgrenze den deutschen Siedlungscharakter dieses Gebietes für jene Zeit außer Zweifel. Für die Zeit von der ungarischen Landnahme bis ins 13. Jahrhundert fehlen umfassend aufklärende Denkmäler oder sind z. T. noch nicht veröffentlicht, weshalb die Siedlungsgeschichte für diese Zeit die Sprachgeschichte als Hilfsquelle heranzieht. Die sprachgeschichtliche Untersuchung der Ortsnamen hat nun eindeutig ergeben, daß zahlreiche Ortsnamen wegen ihrer Lautform vor 1150 und eine zweite große Gruppe bis 1250 im Munde deutscher Siedler entstanden sind (vgl. dazu die Arbeiten von W. Steinhilber und auch E. v. Möör). Diese Feststellung steht dem Vorhandensein eines ansehnlichen deutschen Siedlungsnetzes voraus, sonst hätten jene Ortsnamen aus lautgeschichtlichen Gründen nicht entstehen können. Wenn solche und andere Ortsnamen in den Urkunden erst später und vorerst nur in madjarischer Lautgestalt auftauchen, so schließt diese aufs erste auffallende Erscheinung die Existenz eines Ortsnamens vor seiner urkundlichen Nennung und schließlich eine deutsche

Befiedlung nicht aus. Denn für die madjarische Staatsverwaltung war der deutsche Name einer Siedlung belanglos, während z. B. die Kirchenbücher der späteren Jahrhunderte aus administrativen Gründen beide, den madjarischen und deutschen Ortsnamen aufzeichneten. Daher ist, so denken wir, in vielen Fällen anzunehmen, daß der Urkundenschreiber manche Namen ins Madjarische übersetzt hat, allerdings nicht mit der Absicht, zu madjarisieren, sondern weil der Ortsname noch als Bezeichnung, als Wort empfunden wurde und daher noch nicht fest war. Aus diesem Grunde kam es neben sinnmäßigen Übersetzungen auch zu falschen, beispielsweise für Bernstein (von einem Personennamen) Borostyán (d. i. der Bernstein), für Grafenschachen Arokaszállás (d. i. Grabenschachen), späterhin Kettenbach (d. i. Rotenbach) Mentser (Retzungsbach), Utschau (zu „Eiche“) Hamvasd (d. i. Utschenorl) usw. Es ist freilich sehr fraglich, ob ohne Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der Sprach- und Siedlungsgeschichte nur auf Grund solcher Urkundenschreibungen Schlüsse auf das völkische Gepräge des Siedlungsbildes gezogen werden dürfen. Da P. sich dieser Methode geradezu einseitig bedient, muß seine Arbeit ein völlig falsches Bild von der ganzen Siedlungsanlage geben. Unangenehm muß dabei auffallen, daß der Verf. ältere deutsche Nennungen vor der ersten ungarischen einfach übergeht. So fehlen die Zitate z. B. für Pinkasfeld (hier: Pynkasau 1358) Pinkasfelde 1289, für Bernstein (Castrum Borostyan 1327) Bernstain 1271, für Loipersbach (Lupolzbach 1225) usw. Was nun das archivalische Material im allgemeinen betrifft, ist zu beobachten, daß seine Angaben nicht immer verlässlich sind. Oft sind uns ältere Überlieferungen bekannt, z. B. für Kirtsee 1363 (statt 1390), für Rotenturm 1334 (statt 1352), für Zahling 1346 (statt 1428) u. a. m. Andererseits sei auf die häufigen Druckfehler in Schreibung oder Datum nur verwiesen. Auch Urkundenzitate stehen stellenweise in unrichtigem Zusammenhang, z. B. Zillingtal (1346 Pomogh), dieses bezieht sich auf Bamhagen usw. Wo der Verf. sich an Ortsnamen deutungen heranwagt, zeigt er keine sehr geschickte Hand. Fast in den meisten Fällen sind diese gänzlich unhaltbar. Namensdeutungen, die durch W. Steinhäuser oder E. v. Moór gesichert sind, werden übergangen und durch unhaltbare Vermutungen ersetzt. So wird z. B. der Zusammenhang des deutschen Kroisbach (d. i. Krebsbach) und seiner Übersetzung Rakos abgelehnt oder es werden die Ortsnamen Apektion, Pöttelsdorf, Tauchen, Kitzladen u. a. von madjarischen Grundformen, bzw. Stammesnamen abgeleitet. Das urkundliche „Kechel 1334“ für Kitzladen liest der Verf. als „Kecöl“ und sagt von diesem Namen, „daß der schöne ungarische Name unmittelbar an der steirischen Grenze auffallend vielsagend ist“. Hätte eine madjarische Urform tatsächlich zur Namensbildung geführt, würde lautgefällig ein Weichlaut („Giß“) aufscheinen. Der Anlaut in Kitzladen aber ist behauptet („khiß“), weshalb der Orts-

name sicher deutscher Herkunft ist. Auch in der Normalisierung der urkundlichen Schreibungen unterlaufen dem Verf. Irrtümer, die von geringer Sprachkenntnis zeugen. P. vermutet z. B. hinter der urkundlichen Form „Sah 1283“ für Buchschachen ein „Csáh“; die Schreibung „S“ ist in der Urkundensprache als der Zischlaut „sch“ aufzufassen, daher muß „Schach“ gelesen werden. Dasselbe gilt z. B. für die Entsprachungen von Schützen „Sech 1427, Swcz 1452“ usw., wo an einen Zusammenhang mit „szék“ gar nicht zu denken ist. Bezeichnend ist, daß P. z. B. die Siedlung „Meynhardt 1194“ (zu Kloster-Marienberg) als Menyhárt (!) liest, „Sublen 1324 . . . Heußln 1340“ für Höflein als Hohlény, „Mortun-Zale 1202“ für Eifenstadel als Martonszálló (!) (statt zaba, d. i. szabad) und im gleichen Falle „Mortunzabou 1296“ sogar als Martonszabó (!). Auch „Derfwl 1390“ für Dörfel, das wenige Jahre später „Derphel 1397“ genannt wird, darf nicht als „Dérföld“ gelesen werden. Das madj. „Dérföld“, das freilich jünger ist, geht sicher auf die deutsche Form zurück. An solchen Beispielen ließen sich mehrere beibringen. Die 14. Abhandlung trägt die Überschrift „Zerstörte Ortschaften“ und wird mit den vorangehenden Aufsätzen, die mir jetzt nicht vorliegen, im nächsten Heft berücksichtigt werden. Es wird gut sein, wenn Polanyi sich in seinen weiteren Arbeiten von der einschlägigen Fachliteratur besser beraten läßt. Dr. Hans Karner.

**Will Ulreich, Das Dorf hilft.** Eine Bauernkomödie aus dem Siemenland in 3 Aufzügen und einem Bild aus dem Volksleben (Kranzabtanzen). Schauplatz der Handlung: eine burgenländische Berggemeinde. Seit seinem ersten dramatischen Versuch „Sienzen, einrücken!“ (1933) hat der Autor bedeutende Fortschritte sowohl in der Motivierung als auch in der bühenwirksamen Gestaltung des Stoffes erzielt. Handelte es sich dort eher noch um eine Skizze, so zeigt Will Ulreich in seiner Bauernkomödie schon ein klares Auge für die Wirklichkeit, Gestaltungskraft aus Erlebtem, seine Beobachtung des bäuerlichen Lebens und Denkens und ein künstlerisch gestimmtes Talent, das den Alltag mit dem Sonnenschein der Poesie überstrahlt. Im Gemeindehaus — ein durchaus realistisch wirkendes Bild — kommen die Bauern auf den vorkommenen Maß Kalchbrenner zu reden, den wir bald selbst als einen verlotterten Säuser und wahren Ausbund der Niederlichkeit kennen lernen. Seine Tante hat im die Wirtschaft übergeben, was er ihr aber böse lohnt. Die gute Alte muß flüchten, denn sie ist vor ihm ihres Lebens nimmer sicher. So wird der Wirtschaftsbreder gänzlich eingehen, wenn er die fleißige Kess nicht kriegt, zu der ihm die Nachbarn, halb im Späße, raten. Was der Maß im Sinne hat, erfährt der alte Simon, Kesss Großvater, vom Gemeindevdiener, während eine Zigeunerin den Taugenichts zur Werbung ermuntert. Kess wird ihn nie mögen, da ihr der Pepp, des Bürgermeisters Knecht, ein fleißiger und sparsamer Burche, „zusteht.“ Der Maß dringt wirklich bei ihr ein

wird aber von Pepp hinausgeworfen. Der Säufer führt seine Drohung aus: er zündet das Haus Simons an. Von den vorausgehenden Szenen voll Humors hebt sich das melodramatische Bild ab, das sich entrollt, als Maß, vom Gendarmen aus der Unruhe seines Gewissens aufgestört, sich erhängen will. Er wird verhaftet. Mit dem Diener der Gerechtigkeit zugleich stürmen Bauern und Bäuerinnen in die verwarloste Stube und erheben laute Wehklage über den Feind des Menschen, den Auswurf des Dorfes. Dem Dichter schwebte hier die Wirkung des antiken Tragödienchores vor und die Bauern treten heraus wie aus einem Bilde erdwüchtiger Bauern von Egger-Lienz. In der Komödie geht aber die Wirkung verloren, der Kontrast ist zu stark, und was erreicht werden soll, kann im Rahmen des Stils besser erreicht werden. Der Gemeinderat, zu dessen Sitzung auch der Lehrer, ein wackerer Mann und Freund des Volkes, als Kurator des Verbrechers erscheint, hilft dem strebsamen

Pepp, daß er seine brave, festsche Rest heiraten und auf dem verpachteten Hof des Maß zu wirtschaften beginnen kann. Das Bild am Schluß ist eine Verherrlichung alten Volksbrauchs, erfüllt von bäuerlicher Anmut und Zierlichkeit. Alles in allem: ein begrüßenswertes Stück aus dem hienzischen Bauertum, von bedeutendem erzieherischen Werte in einer unruhigen Zeit, die alte Werte so gern verkehrt. Das Sprachrohr des Dichters ist der alte Mirtes, ein frommer und lebenskluger Alter, dem die verkehrte junge Welt zuhören soll. Köstlich gelungen sind einzelne Genrefiguren, wie die Zigeunerin und der Zigeuner. So hat Will Ulrich von dem Geiste der besten unserer Volksdichter einen starken Hauch empfangen, der ihn zu vollendetem dichterischen Schaffen begeistern soll. Uns aber hals gestreut, mit welch tiefem Einfühlen und Verständnis die bäuerlichen Darsteller den Gestalten des Spiels blutvolles Leben verliehen haben.  
Dr. S. B.

## Berichte des Burgenländischen Heimat- und Naturchutzvereines.

### Tätigkeitsbericht des Vereines:

Am 15. Mai 1936 trat der Verein in das 11. Jahr seines Bestandes ein. — Dr. Gbriich und Kapellmeister Zauner sandten uns in Handschrift Text bzw. Melodie der Burgenlandhymne. — Die bgl. Landeshauptmannschaft gewährte dem Vereine eine Landesbeihilfe von S 600, dem Handmuseum eine weitere Beihilfe von S 300. — Die Stadtgemeinde Eisenstadt gab für die Beheizung des Handmuseums 3 Festscheiter Brennholz. — Die Eisenstädter Bank für das Burgenland spendete dem Vereine S 50. — Am 22. März 1936 fand in der Bergkirche eine Gregor Joseph Werner-Gedenkfeier in der im Jahrg. 5, Heft 1, mitgeteilten Form statt. Im April veranstaltete der Verein im Handmuseum eine Prinz Eugen-Gedächtnisausstellung, die durch die Stadtgemeinde, das Ortskommando, Frau Leopoldine Spoden und Herrn Sandor Wolf mit Leihgaben unterstützt wurde. Erfreulich war der starke Besuch insbesondere durch die Schulen und die Garnison. — Am 15. April verschied Studienrat Dr. Viktor Ivanovic, an dem der Verein ein langjähriges Ausschußmitglied und einen begeisterten und unermüdeten Mitarbeiter verlor. — Mit Unterstützung der bgl. Landeshauptmannschaft veranstaltete der Verein im Handmuseum eine Franz Liszt-Gedächtnisausstellung, die am 17. Mai vom Herrn Landesstatthalter Grafen Coreth eröffnet wurde. Die Ausstellung, die besonders über Leihgaben des Univ. Prof. Dr. Eduard Ritter v. Liszt, dann über Leihgaben der Nationalbibliothek und der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien verfügen konnte, wurde am 28. Oktober geschlossen. Der Eröffnung der Liszt-Ausstellung folgte die Enthüllung einer Liszt-Gedenktafel am Morthschen Hause in Oberberg-Eisenstadt. Bei beiden Anlässen wirkte der Männergesangsverein „Hand“

mit. Im weiteren Verlaufe konnte die Ausstellung durch neu hinzukommende Leihgaben, aber auch durch Geschenke, die der Verein inzwischen neu gewonnenen Freunden und Förderern verdankte, namhaft bereichert werden. So spendete Prof. Rudolf Nilius einen Lisztbrief; Schuldirektor i. R. Kamillo Raager, ein Verwandter Liszts, sandte eine Reihe von bisher unbekanntem Originalbriefen aus dem Verwandtenkreise Franz Liszts und gestattete die Abschriftnahme für unser Archiv. Von Liszt-Schülern (Sifela Gbllerich, Emma Koch, Moritz Rosenhal, Emil Sauer, Felix Weingartner) erhielten wir Lichtbilder mit eigenhändigen Widmungen; das Oberbürgermeisteramt der Stadt Bayreuth überließ uns eine Reihe von Druckstücken, die anlässlich der Franz Liszt-Woche in Bayreuth herausgekommen waren. Frau Elsa von Liszt, Berlin-Hallensee, spendete ein Bildnis ihres Vaters Prof. Dr. Franz v. Liszt; Herr Präsident Dr. Kopf, Dresden, widmete ein Lichtbild der ganz ausgezeichneten Franz Lisztbüste der Frau Hanna Richter; besonders reichliche Spenden verdanken wir noch Herrn Univ. Prof. Dr. Eduard Ritter v. Liszt, Sektionschef a. D. Gustav Stockinger, Wien, bereicherte die Sammlungen durch wertvolle Originalschriftstücke (darunter Tolenschein von Franz Liszts Mutter, Frau Anna Liszt). Regierungsrat Prof. Eitler widmete uns je 1 Exemplar von sämtlichen Druckstücken, die anlässlich der Lisztfeier in Eisenstadt herausgekommen waren. — An der Österreichischen Heimatpflege-Zugung in Wiener-Neustadt (27.—29. Juni) nahm als Vereinsvertreter Sofrat Mallh teil. — Der Verein nahm an einer Begehung des Gloriettegebietes und an Beratungen über die Herstellung eines Parkierungsplanes teil. — Unsere Sektion für Verschönerung hat sich bereit erklärt, an der

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1937

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Karner Hans, B. H.

Artikel/Article: [Buchbesprechungen. 14-18](#)